

Rudi Jagusch, Jahrgang 1967, studierte Verwaltungswirtschaft in Köln. 2006 erschien sein erster Krimi, weitere folgten im Jahreszyklus. Inzwischen ist er aus dem Literaturbetrieb nicht mehr wegzudenken. Heute lebt und arbeitet er als freier Schriftsteller mit seiner Familie im Vorgebirge am Rande der Eifel. Mehr über den Autor erfahren Sie unter: www.krimistory.de.

RUDOLF JAGUSCH

Die Sau ist tot

KRIMINALROMAN

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:

Do hann ich ömm wäschjangs jett onge die Wess geknommelt.
Eifeler Sprichwort

Frei übersetzt: »Da habe ich ihn aber ganz schön verarscht.«

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagmotiv: photocase.com/LP12inch
Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch
Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln
Lektorat: Marit Obsen
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany 2014
ISBN 978-3-95451-461-8
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

Dieser Roman wurde vermittelt durch die
Literarische Agentur Kossack GbR.

Wie sollte er nur sein Plädoyer aufbauen?

Hoffnungslos.

Es *war* ein kaltblütiger Mord gewesen, daran gab es wenig zu relativieren.

Florian Lobowski zeigte dem Polizisten hinter dem Tresen den Personalausweis. Mit der anderen Hand umklammerte er seine Aktentasche. Trotz der angenehmen Kühle in dem Raum spürte er, wie Hitze in ihm aufstieg.

Der Polizist warf nur einen flüchtigen Blick auf das Dokument. »Stecken Sie ihn wieder ein. Wir kennen uns ja.«

Lobowski nickte. Das Gesicht kam ihm bekannt vor, doch er erinnerte sich nicht an den Namen des Mannes.

Der Polizist nahm den Hörer vom Telefon. »Schneider hier. Der Anwalt ist da.« Er legte auf und füllte weiter das Besucherformular aus.

Ungeduldig sah Lobowski zu. Am liebsten wäre er sofort losgestürmt, um seinen Klienten zu treffen.

Der Beamte drehte das Formular und hielt ihm den Kugelschreiber hin.

Hastig unterschrieb Lobowski.

»Ist Ihnen nicht gut?«, fragte Schneider. »Sie sehen ... erhitzt aus.«

Lobowski lockerte den Knoten seiner Krawatte. »Nein, nein«, versicherte er, »der Stress, Sie verstehen?«

Nach dem gestrigen Anruf seines ehemaligen Schulkameraden Klaus Schmelzer hatte er alle Termine auf unbestimmte Zeit verschoben. Und die, die er nicht verschieben konnte, hatte ein Kollege für ihn übernommen. Doch damit wollte er den Polizisten nicht belasten.

Schneider zuckte mit den Schultern, heftete das Formular in einen Ordner und kam um den Tresen herum. »Ihr Klient wartet bereits«, erklärte er und schloss die Tür zum Besuchertrakt auf.

Lobowski folgte ihm durch einen weiß verputzten Gang mit hoher Decke. Die Schritte hallten von den Wänden wider. Links erlaubten Fenster einen Blick in den Innenhof des Gefängnisses. Einige Häftlinge vertrieben sich dort die Zeit, spielten Fußball, saßen in Gruppen zusammen und rauchten oder spazierten im Kreis an den Mauern vorbei. Sie schienen ihre Pause zu genießen.

Früher waren er und Klaus Schmelzer zusammen durch dick und dünn gegangen. Erst als sein Freund nach Ludwigshafen gezogen war, um dort seine Ausbildung zum Elektroniker anzutreten, hatten sich ihre Wege getrennt. Nachdem Schmelzer vor knapp zweieinhalb Jahren in die Heimat zurückgekehrt und zu seinen Eltern gezogen war, um hier in der Eifel ein Elektroinstallationsunternehmen zu gründen, hatten sie sich hin und wieder auf einen Kaffee getroffen. Aber das letzte Treffen lag bereits über ein Jahr zurück. Lobowski hatte einfach viel zu viel um die Ohren. Darunter litten seine privaten Kontakte.

»Da haben Sie aber einen Fall übernommen«, sagte Schneider, während er eine weitere Tür aufschloss. »Mit dem werden Sie keinen Blumentopf gewinnen.«

»Wir werden sehen«, erwiderte Lobowski unbestimmt.

Sie betraten einen fensterlosen Gang.

Schneider schloss hinter ihnen ab. »Glasklar, Sie verteidigen einen Mörder«, sagte er.

»Nun«, brummte Lobowski, »jeder hat ein Recht auf Verteidigung, oder nicht?«

»Ist wohl so. Sie werden schon wissen, was Sie tun. Das Leben ist halt kein Zuckerschlecken. Manchmal muss man in den sauren Apfel beißen, nicht wahr?«

Was für ein Dummschwätzer, dachte Lobowski. Er zog es vor zu schweigen, um Schneider keinen Anlass zu weiteren »Weisheiten« zu bieten.

Sie bogen links ab. Vor einer massiven Holztür am Ende des Ganges hockte ein Vollzugsbeamter auf einem Stuhl. Er biss in ein Butterbrot und schien sich für seine Umwelt nicht besonders zu interessieren. Zur Begrüßung hob er stumm die Hand.

»Doppelschicht«, erklärte Schneider. »Das nimmt jeden mit.«

Lobowski wechselte den Koffer in die linke Hand. Als Rund-um-die-Uhr-Selbstständiger konnte er nur müde lächeln.

Der Schlüsselbund klimperte; Schneider schloss die Tür auf. »Sie kennen das ja«, sagte er und trat zur Seite. »Sobald Sie fertig sind, einfach klopfen. Der Kollege wird Sie dann hinausbegleiten.«

Lobowski straffte sich und trat ein. Hinter ihm krachte die Tür ins Schloss, der Schlüssel drehte sich.

Der Mann am Tisch sprang von seinem Stuhl hoch. »Flo! Endlich!«

Lobowski erschrak. Er hatte Klaus Schmelzer als dynamischen Handwerker in Erinnerung, der mit einem muskulösen Körper ausgestattet war. Davon war nichts übrig geblieben. Sein Jugendfreund hatte sich halbiert. Er sah aus wie Anfang sechzig, nicht wie ein Mann im besten Alter von dreißig Jahren. Die Jeans schlackerte um seine Beine, das Hemd war mindestens zwei Nummern zu groß. Die Haare klebten ungepflegt am Kopf, die Augen lagen tief in den Höhlen, von dunklen Rändern umgeben. Er sah erschöpft aus.

»Klaus«, sagte Lobowski und nickte zur Begrüßung. Er legte seine Aktentasche auf dem Tisch ab. »Lange nicht gesehen. Ein anderer Ort für unser Wiedersehen wäre mir allerdings lieber gewesen.« Er ließ den Blick durch das nur mit einem Tisch und zwei Stühlen möblierte Besucherzimmer schweifen. Das vergitterte Fenster gewährte Sicht auf einen der Innenhöfe, doch eine Mauer begrenzte die Aussicht darüber hinaus.

Kraftlos ließ sich Schmelzer wieder auf seinen Stuhl fallen. »Scheiße.«

»Du sagst es. Wieso rufst du mich erst jetzt?«, wollte Lobowski wissen. »Du sitzt seit über einer Woche in Untersuchungshaft.«

»Ich hatte gedacht, ich würde keinen Anwalt brauchen. Es ist doch alles klar.«

»Und jetzt denkst du anders darüber?«

Schmelzer zuckte mit den Schultern. »Vielleicht, ja ... ach,

was weiß ich. Schaden kann es nicht, und es tröstet mich ein bisschen, einen Freund an meiner Seite zu wissen.«

Durch den Innenhof hallte das Klappern von Geschirr zu ihnen herauf. Lobowski sah auf die Uhr. Kurz vor halb zehn, in der Kantine wurde das Mittagessen zubereitet.

»Was ist passiert, Klaus?«

»Tja.« Schmelzer schnalzte mit der Zunge und blickte zum Fenster hinaus. »Weißt du noch, wie du damals im Forellenteich fast abgesoffen bist?«

Lobowski musterte ihn verständnislos. Was sollte das denn jetzt? »Selbstverständlich.«

Schmelzer lächelte. »Okay, okay, blöde Frage. Ist ja dein zweiter Geburtstag. Sozusagen.«

»Ohne Übertreibung kann man es so bezeichnen.«

Übergangslos verfinsterte sich Schmelzers Miene. Er wandte sich Lobowski zu, in seinen Augen loderte Hass. »Wir waren damals nicht allein.«

Lobowski seufzte. »Was spielt das für eine Rolle?« Er zog den anderen Stuhl unter dem Tisch hervor und setzte sich. Die Aktentasche schob er ein Stück zur Seite, beugte sich über den Tisch und legte die Hände aneinander. »Klaus, bitte, ich würde gern mit dir über damals plaudern. Doch im Moment ist das zweitrangig. Wir müssen eine Verteidigungsstrategie ausarbeiten. Die zur Tat führenden Elemente müssen im Prozess genau beleuchtet werden. Vielleicht ergeben sich mildernde Umstände, die im Moment noch nicht ersichtlich sind. Du musst mir alles erzählen, wirklich alles, verstehst du?«

Schmelzer blickte Lobowski verwirrt an. »Genau das habe ich vor.«

»Hör auf, Klaus. Du erzählst mir alte Kamellen, mehr nicht.«

»Das muss ich, damit du verstehst.«

»Wie soll das etwas miteinander zu tun haben?«

»Du wirst schon sehen.«

Lobowski gab sich geschlagen. Im Moment schien es für seinen Schulkameraden wichtig zu sein, sich gewisse Dinge von der Seele zu reden. Obendrein war er ein wenig neugierig,

wohin das führen würde. Er machte eine auffordernde Geste. »Dann leg los.«

Schmelzer entspannte sich. Es schien ihm tatsächlich wichtig zu sein. »Danke.«

Lobowski winkte ab. »Dafür nicht.«

»Du warst neun damals. Richtig? Drei Tage vor deinem zehnten Geburtstag, ein heißer Junitag. Erinnerst du dich daran?«

»Wie du eben schon ganz richtig bemerkt hast: *Den* Tag werde ich wohl niemals vergessen.«

»Wollte nur sichergehen. Wir sind durch das Loch im Zaun an die Fischteiche ran, um dem alten Güssler die Forellen aus dem Teich zu stibitzen. Zu blöd, dass du nicht schwimmen konntest.«

Eine Gänsehaut jagte über Lobowskis Haut. Für einen kurzen Augenblick spürte er wieder die Todesangst, die er damals empfunden hatte.

Schmelzer lehnte sich vor. »Es war *echt* knapp.«

»Ja.« Fast meinte Lobowski, erneut das vom Entenkot brackige Wasser zu schmecken, das unaufhaltsam seinen Mund und seine Lungen füllte.

»Mensch, du hast um dich geschlagen wie ein Berserker. Ich hätte dich fast nicht ans Ufer bekommen.«

»Tut mir leid.«

»Wir müssen ein Bild für die Götter abgegeben haben. Im negativen Sinn.«

Lobowski zuckte mit den Schultern. »Das Ergebnis zählt.«

»Trotzdem. Betrachte es mal für einen Moment durch die Augen eines Außenstehenden.« Schmelzers Augen formten sich zu Schlitzeln. »Hältst du es für vorstellbar, dass jemand unsere Notlage *nicht* erkannt hat?«

»Unmöglich«, wehrte Lobowski entschieden ab.

»Die Situation war eindeutig?«

»Ja.«

»*Jeder* wäre uns zur Hilfe geeilt, oder nicht?«

»Sicher. Aber mal ehrlich, Klaus, was willst du ...«

»*Er* war auch dort, er hat uns zugeschaut. Ist das zu glau-

ben? Seelenruhig hat er deinen Todeskampf verfolgt. Er stand zwischen den Bäumen im Schatten einer großen Buche.«

»Wer? Von wem sprichst du?«

»Na, von Hubert, was denkst du denn?«

Erstaunt sah Lobowski ihn an. »Sprechen wir von Hubert Rechkemmer, deinem Schwiegervater? Vom Mordopfer?«

»Ja sicher.«

»Du musst dich irren. Hubert war in der freiwilligen Feuerwehr. Der hätte nicht einfach zugesehen, wie ich ersaufe.«

»Er war es. Und er hat *nichts* unternommen.«

»Du sagtest, der Mann stand im Schatten.«

Schmelzer tippte mit dem Zeigefinger auf die Tischoberfläche. »Ich hab ihn eindeutig erkannt. Als du japsend am Ufer lagst, hat er sich umgedreht und ist davongelaufen.«

Nachdenklich rieb sich Lobowski das Kinn. »Sicher wollte er Hilfe holen.«

»Was redest du für einen Quatsch?«, fuhr Schmelzer auf. »Ist irgendjemand aufgetaucht, ein Krankenwagen, die Feuerwehr oder die Polizei?« Er wischte heftig mit der Hand durch die Luft. »Niemand ist gekommen, niemand hat je etwas davon erfahren. Hubert ist einfach abgehauen.«

»Na gut, und wenn schon. Du hattest mich aus dem Wasser gezogen, die Gefahr war damit gebannt. Für Hubert gab es keinen Grund mehr, die Leute verrückt zu machen.« Lobowski sah Schmelzer prüfend an. »Warum hast du mir eigentlich nie davon erzählt?«

»Weil ich es nicht glauben wollte. Ich fürchtete, meine Sinne hätten mir einen Streich gespielt. Ich mochte mir einfach nicht vorstellen, dass irgendjemand tatenlos zuschaut, wie ein Kind ersäuft.«

»Und warum denkst du jetzt anders darüber?«

»Weil ich jetzt schlauer bin.«

Lobowski hob ratlos die Arme und ließ sie wieder fallen. »Wie auch immer: Selbst wenn Hubert damals falsch gehandelt hat, hilft uns das nicht weiter.«

Schmelzer nickte. »Stimmt. Aber es zeigt, was Hubert für ein Mensch war. Er hat sich daran ergötzt, dich absaufen zu

sehen. Es wird ihn maßlos geärgert haben, dass ich dich retten konnte.«

»Du übertreibst.«

»Keine Sekunde.«

»Es hilft uns vor Gericht wenig, Hubert in ein schlechtes Licht zu rücken, damit du dadurch besser dastehst. Es könnte sogar die gegenteilige Wirkung erzielen. Besser wäre es ...«

Schmelzer hieb mit der Faust auf den Tisch. »Das interessiert mich nicht. Ich will, dass die Wahrheit über ihn ans Licht kommt«, brüllte er. Eine Zornesader schimmerte violett unter der Haut seiner Schläfe.

Überrascht über den Ausbruch zuckte Lobowski zusammen.

Die Tür flog auf, und der wachhabende Beamte stürzte herein. »Probleme?«

Argwöhnisch musterte er Schmelzer.

»Nein, nein.« Lobowski hob beschwichtigend die Hände. »Nichts, was ich nicht im Griff habe.«

Der Beamte zögerte kurz, dann verließ er den Raum wieder.

»Reiß dich zusammen«, sagte Lobowski. »Sonst ist unsere Zweisamkeit schneller beendet, als dir lieb ist.«

Schmelzer war aufgestanden und ging im Raum auf und ab, die Ellbogen angewinkelt und die Fäuste vorgestreckt. Er wirkte wie ein wütender Stier. »Es tut mir leid. Wenn ich an Hubert denke, dann ...« Er brach ab und warf seinen Stuhl um. Polternd krachte er zu Boden.

Lobowski fürchtete, der Beamte würde gleich wieder in der Tür stehen. Doch diesmal passierte nichts.

Der Ausbruch schien Schmelzer etwas beruhigt zu haben. Er öffnete die Fäuste, strich sich durch die Haare und lachte verlegen. »Schon verrückt.« Er stellte den Stuhl wieder auf und ließ sich darauf fallen. Erschöpft ließ er den Kopf hängen. »Was für eine Scheiße.«

»Das hatten wir schon.«

Eine Weile schwiegen sie. Vereinzelt hörte Lobowski Stimmen, Türen schlugen zu, Schritte quietschten über Linoleum.

»Kannst du dir vorstellen, jemanden umzubringen?«, fragte Schmelzer leise.

»Aus Notwehr sicherlich.«
»Und Hass? Wäre das ebenfalls ein Grund?«
»Klaus, was soll das? Meine Ansichten stehen hier kaum zur Disposition. Lass uns endlich zur Sache kommen.«
»Jetzt sag schon.«
»Nun, überbordende Gefühle rechtfertigen meines Erachtens nicht, jemandem ein Bolzenschussgerät auf die Stirn zu setzen und abzudrücken.«
Schmelzer lächelte spöttisch. Es verlieh ihm etwas Diabolisches. »Nicht? Sicher?«
Lobowski seufzte. »Mensch, Klaus, jetzt leg halt los mit deiner Geschichte. Die ganzen Andeutungen bringen uns kein Stück weiter.«
»Ich fange aber ganz vorne an. Du sollst alles wissen, wirklich alles.«
»Wenn das dein Wunsch ist, meinetwegen. Es wird mir sicher viele Fragen ersparen.«
»Wenn du dich da mal nicht irrst.«

2

Wenn einem ein warmer Windhauch über die Wange streift, rechnet man mit wunderschönen Sommertagen, nicht mit einem heraufziehenden Unwetter. Und steht man in verzücktem Unglauben der Frau seiner Träume gegenüber, erwartet man nicht, Monate später zum Mörder zu werden. Mit Liebe fing bei mir alles an, mit unbändigem Hass hörte es auf. In der Zeit dazwischen wurde ich ein anderer Mensch.

Helene begegnete ich letztes Jahr Ende August auf dem Sommerfest in Giesdorf. Im Dorf herrschte Ausnahmezustand, das Festzelt barst fast aus den Nähten.

Normalerweise hätte ich mich von Anfang an mitten ins Getümmel gestürzt. Doch in dem Sommer wusste ich vor lauter Arbeit nicht, wo mir der Kopf stand. Ich hatte mich ja gerade erst selbstständig gemacht und konnte es mir nicht erlauben, Aufträge auszuschlagen. Als Neuling im Geschäft zählt eine gute Mundpropaganda mehr als jede Werbemaßnahme. Stell deine Kunden zufrieden, und sie werden darüber reden.

So kam ich erst hinzu, als es bereits dunkel wurde. Begleitet von bierseligen Chorgesängen der Feiernden dröhnte zünftige Musik aus dem Zelt.

Im Schatten einer großen Eiche in der Nähe des Eingangs blieb ich stehen. Ich zögerte, das Zelt zu betreten, und wunderte mich über mich selbst. Im vergangenen Jahr war ich derjenige gewesen, der die Stimmung angeheizt hatte. Nach meiner Rückkehr in die Eifel hatte ich es richtig krachen lassen. Fußballverein, Stammtisch, Schützenfest und Maibaum setzen, ich ließ nichts aus. Es war wie ein Trieb gewesen, alles nachzuholen, was ich während meiner Ausbildung zum Gesellen bis hin zum Meister in Ludwigshafen vermisst hatte.

Diesmal aber war es anders.

Alles in mir sträubte sich gegen das Betreten des Zeltes. Eigentlich wollte ich nur noch ins Bett. Eine bleierne Müdigkeit überfiel mich. Von den Beinen aufwärts flutete sie meinen

Körper und erreichte schließlich mein Gehirn. Ich stemmte mich dagegen, versuchte, die Schwäche zurückzutreiben. Doch ich war machtlos. Mein Sichtfeld wurde enger. Etwas drückte schwer auf meine Brust, und ich japste nach Luft. Angelehnt an den Stamm der Eiche sank ich zu Boden. Zum ersten Mal im Leben wurde ich ohnmächtig.

Als ich wieder zu mir kam und meine Augen öffnete, sah ich in Helenes Gesicht. Einem Engel gleich schimmerten ihre blonden Haare seidig im hellen Vollmondlicht.

Sie kniete neben mir und knöpfte den obersten Knopf meines Hemdes auf.

Hastig versuchte ich aufzustehen. Die Situation war mir peinlich. »Geht schon wieder«, nuschte ich.

Sanft drückte sie mir ihre Hand auf die Brust. »Nichts da, immer mit der Ruhe.«

Kurz zögerte ich, dann gab ich den Widerstand auf und lehnte mich zurück an den Stamm. Es gab Schlimmeres, als von einer so bezaubernden Frau versorgt zu werden.

Sie legte ihre Hand auf meine Stirn, prüfte meinen Puls und setzte sich dann neben mich ins Gras.

»Sieht so aus, als ob du am Leben bleibst.«

»Ah ... äh ... ja, schön«, stammelte ich. Meine Zunge schien immer noch bewusstlos zu sein. Aus den Augenwinkeln heraus musterte ich sie. Ein wenig erinnerte sie mich an Marilyn Monroe mit ihrer leicht geschwungenen Nase, den fülligen Lippen, ausgeprägten Wangenknochen und dem Muttermal auf der linken Wange. Mein Blick sank tiefer. Volle, runde Brüste zeichneten sich unter ihrem T-Shirt ab.

Sie kicherte. »Gefällt dir, was du siehst?«

Verlegen schluckte ich. Ich war anscheinend nicht so diskret gewesen, wie ich gehofft hatte. »Entschuldige ... Ich wollte nicht ...«

»Soll ich doch lieber den Sanitätern Bescheid geben? Du bekommst ja keinen Satz gerade heraus.« Besorgt legte sie eine Hand auf meinen Oberarm und sah mich prüfend an.

Von dort, wo sie mich berührte, schien ein Stromstoß durch

meinen Körper zu jagen. Stumm schüttelte ich den Kopf. Ich wollte nicht schon wieder stammeln. Ich fühlte mich, als würde ich schweben, und konnte den Blick nicht von ihr losreißen.

»Wirklich nicht?«

Wieder schüttelte ich den Kopf.

Sie schmunzelte. »Dein Sprachzentrum scheint demnach vollends kollabiert zu sein.«

Jetzt nickte ich heftig.

Sie lachte und nahm ihre Hand von meinem Oberarm. Selten zuvor war ich so enttäuscht gewesen wie in diesem Moment.

»Du wirst deine Sprache wiederfinden, da bin ich sicher«, versicherte sie mir und stand auf.

Panik erfasste mich. Der Gedanke, sie könnte mich hier einfach sitzen lassen, trieb mir den Schweiß auf die Stirn. »Wir kennen uns«, rief ich aus.

»Ja, klar.«

»Wir sind zusammen zur Schule gegangen.«

Sie verzog das Gesicht. »Allerdings. »Brett mit Erbsen« habt ihr mich genannt. Leider kann ich mich noch zu gut daran erinnern.«

Mir schoss die Röte ins Gesicht. Ja, richtig, damit hatten wir sie während des letzten Schuljahres aufgezogen. Helenes körperliche Entwicklung hatte deutlich später eingesetzt als die der anderen Mädchen. Und wir pubertierenden Halbwüchsigen hatten nichts Besseres zu tun gehabt, als sie tagtäglich mit dieser Unzulänglichkeit zu konfrontieren.

»Ist nicht mehr zutreffend, ganz und gar nicht«, beteuerte ich. »Kann ich dir absolut versichern.« Ich spreizte die Finger zum Schwur und lachte unsicher. Ich wollte noch etwas ergänzen, mich erklären, entschuldigen, doch mir fehlten die Worte.

»Ist schon okay. Ich hätte es nicht ansprechen sollen, ist ja schon ewig her.« Es sollte vermutlich abgeklärt klingen. Aber ihre zittrige Stimme verriet ihre Verbitterung.

Ich nahm meinen ganzen Mut zusammen und legte meine Hand auf ihren Unterarm. »Es tut mir leid. Wirklich.«

Ich spürte ihre Gänsehaut.

Lag es an meiner Berührung oder an der auffrischenden Brise, die die Blätter über uns zum Rascheln brachte? Oder widerte ich sie womöglich an? Schauderte sie deshalb? Sekundenlang fürchtete ich, sie würde aufspringen und davonlaufen.

Stattdessen nahm sie meine Hand und drückte sie fest. »Danke«, hauchte sie. »Das ist ... nett von dir.«

Für mich klang es wie eine Absolution. Erleichtert atmete ich durch.

Einer meiner Kumpels torkelte aus dem Zelt, ging wankend einige Schritte nach rechts und fiel ins hohe Gras, wo er sich auf den Rücken drehte und reglos liegen blieb. Im nächsten Moment schnarchte er dröhnend. Über uns flatterte ein Vogel davon.

Helene strich sich eine Haarsträhne hinter das Ohr und lachte. »Eine Lärmschutzwand wäre jetzt nicht schlecht.«

Ich blickte zu meinem Kumpel. Dessen feister Bauch hob und senkte sich im Takt des Schnarchens. »Bei den Schallwellen schlägt bestimmt jeder Seismograf im Radius von fünfhundert Kilometern aus. Würde mich nicht wundern, wenn der Trieerische Volksfreund morgen ein Erdbeben meldet.«

»Ja, genau.« Sie lachte. »Und irgendein Schlaumeier gibt mal wieder die alte Theorie vom drohenden Vulkanausbruch in der Eifel zum Besten.« Sie stand auf und zupfte ihr Shirt zurecht. »Ich werde jetzt gehen.«

Mit einem mulmigen Gefühl schob ich mich hastig am Baumstamm hoch. »Äh, warte mal«, bremste ich sie. Ich wollte sie nicht gehen lassen, sondern in den Arm nehmen, sie streicheln, an ihren Ohrläppchen knabbern, sie küssen, mit ihr tanzen und lachen. Den Abend und den Rest meines Lebens mit ihr verbringen. »Darf ich dich auf ein Bier einladen? So als Dankeschön, du verstehst schon.«

»Ist nicht nötig, wirklich nicht.« Sie wandte sich ab.

»Aber du kannst doch jetzt nicht einfach so gehen.« Ich spürte, wie ich wieder rot wurde. Was für ein bescheuerter Spruch.

»Warum nicht?«

Gute Frage. Leider fiel mir auf die Schnelle keine passende

Antwort ein. Aber ich musste etwas sagen, sonst würde Helene verschwinden. Und das war das Letzte, was ich wollte. »So eine Frau wie du, von der habe ich immer geträumt.«

Oh Gott!

Hatte ich das tatsächlich gesagt? Waren bei mir jetzt alle Sicherungen durchgebrannt?

Helene sah mich aus traurigen Augen an. »Ich muss wirklich los. Du bist ein lieber Kerl, aber es geht nicht.«

Verzweifelt startete ich einen letzten Versuch. »Ich möchte dich wiedersehen. Gehen wir essen, was hältst du davon? Gib mir eine Chance.«

Sie schüttelte den Kopf.

»Du bist bereits vergeben, stimmt's?«

»Nein ... es ist ... es hätte keinen Sinn«, stotterte sie, drehte sich um und eilte über die Wiese davon. Bald schon hatte die Dunkelheit sie verschluckt.

Frustriert trat ich den Heimweg an.

Ich hatte die Sache vermasselt.

Die ganze Nacht ging mir Helene nicht aus dem Kopf. Ich warf mich im Bett von links nach rechts, ohne auch nur eine Minute Schlaf zu finden. Immer wieder hing ich der Frage nach, warum sie der Ansicht war, dass eine Verabredung mit mir keinen Sinn hätte. Sie kannte mich doch kaum. Und dass sie in mir immer noch den Teenager von damals sah, konnte ich mir einfach nicht vorstellen.

Warum also gab sie mir keine Chance? Stimmt schlicht die Chemie nicht?

Als es dämmerte, stand ich auf und schlich ins Bad. Prüfend blickte ich in den Spiegel. Alles saß dort, wo es hingehörte, Nase, Mund, Augen und Kinn, insgesamt nicht unbedingt George Clooney, aber trotzdem ganz nett anzuschauen.

Ärgerlich klatschte ich mir Rasierschaum auf die Wangen. Helene war ungerecht. Sie hätte mir eine Chance geben *müssen*.

Oder war sie etwa ...

Der Rasierer fiel mir aus der Hand und polterte in die Keramik.